

Journal

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 7/8: **Debatten 1955-1975 : gegen die "Verhäuselung der Schweiz" =
Contre l'urbanisation diffuse de la Suisse = Fighting Swiss sprawl**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

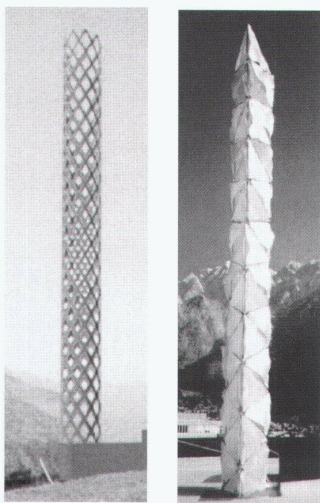
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Links: Projekt der Zürcher Hochschule Winterthur

Verfasser: Philippe Harder, Stefan Kaufmann, Oliver Strebel, Mark Akermann, Andreas Amacker, Oliver Stephan. Unterstützt durch Jacqueline Fosco, Architektin, und Robert Käser, Ingenieur

Rechts: Projekt der Hochschule für Technik + Architektur, Chur

Verfasser: Oliver Guntli, Michael Hemmi, Marcel Pola, David Bader, Christian Steinmann, Stefan Wiesli, Felice Guarino

Blickfänger

Beim Design-Wettbewerb für Mobilfunkantennen, den DiAX und Nokia ausgeschrieben hatten, sind das Projekt der Hochschule für Technik + Architektur, Chur, und das der Zürcher Hochschule Winterthur ex aequo mit dem 1. Preis ausgezeichnet worden.

Nicht alle Mobilfunkantennen können in bestehende Strukturen wie Kirchtürme eingebaut werden. So werden sie in Zukunft als 20 bis 40 Meter hohe Masten unsere Landschaften zieren. Ja, Zierde sollen sie sein, nicht Schandmale. Ein an den Schweizer Hochschulen durchgeführter Wettbewerb hat sieben Vorschläge eingebracht, von denen sich (fast) alle sehen lassen können. Neben der Ästhetik waren auch technische und elektromechanische Machbarkeit, ökologische und finanzielle Aspekte sowie die Unterhaltsfreundlichkeit zu berücksichtigen.

Der Turm des Siegerprojektes aus Chur ist eine stählerne Fachwerkkonstruktion, die mit drei-

eckigen, monochromen Tüchern gespannt ist. Die Wirkung dieser Tücher ist von den Licht- und Windverhältnissen bestimmt: sie hängen still oder flattern, sind reflektierend, transluzent oder stumpf.

Die Sieger aus Winterthur schlagen eine Art Leuchtturm vor, einen leicht – und nach oben hin zunehmend – transparenten Glasfaserzylinder, den man von innen her beleuchten kann. Seine Elemente lassen sich wie beim Meccano-System zusammenstecken.

Beide Antennentürme sind darauf angelegt, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, der eine vorwiegend bei Tag, der andere eher bei Nacht. Beide sprechen auch poetisches Empfinden an, der eine durch sein Erinnern an den – literarisch besetzten – Leuchtturm, der andere, indem er durch die flatternden Tücher den Luftraum als Träger der telekommunikativen Botschaften wahrnehmbar macht.

Das Projekt der Hochschule für Technik + Architektur Chur soll bereits im Laufe dieses Jahres im Kanton Graubünden aufgebaut werden. C.Z.

Spätzünder

Der Pritzker-Preis ist die begehrteste unter den Architekturauszeichnungen. Zum ersten Mal wurde ein im theoretischen Bereich tätiger Architekt geehrt.

Der Pritzker-Preis kommt, das ist mittlerweile vielen klar, immer fünf bis zehn Jahre zu spät. Die Jury hielt sich in der Vergangenheit an Etablierte, Grossmeister wie Ieoh Ming Pei, Gottfried Böhm und Renzo Piano kamen in den Genuss der 100 000 Dollar. Seit Beginn der Preisverleihung im Jahre 1979 ist noch nie ein Architekt prämiert worden, der sich auf Experimente oder die theoretische Reflexion einlässt.

Rem Koolhaas hätte schon für seinen Beitrag zum holländischen Städtebaudiskurs, seine Auseinandersetzung mit den Veränderungen durch die Globalisierung, aber spätestens für seine Bauten und städtebaulichen Planungen in den Neunzigerjahren den Preis erhalten sollen. Nun gehört auch er zu den sicheren Werten. C.Z.

Bilanz mit Überraschungen

Zum neuen Millennium sind zahlreiche Bilanzen der Architektur im 20. Jahrhundert gezogen worden. Dieses Buch unterscheidet sich von den üblichen Chronologien: Keine Parade der «Schönheiten» hat Gert Kähler für Deutschland vorgelegt, sondern die seiner Ansicht nach jeweils zeittypischen Gebäude ausgewählt.

Weil dem Autor bewusst ist, dass jede Auswahl Lücken aufweist, bittet er in seinem Vorwort um Nachsicht. Allerdings kann man ihm kaum einen Vorwurf machen. Sein Konzept ist schlüssig: In den durchgehend schwarz- Weiss bebilderten Band hat er nur Bauwerke aufgenommen, die heute noch existieren, problemlos zu besichtigen (Villen und Einfamilienhäuser fehlen weitgehend) und ausserdem für die kulturellen, sozialen und politischen Verhältnisse ihrer Zeit typisch sind.

Deshalb werden die Bauten auch nicht mit blossen Erläuterungen zu Entwurf und Ausführung vorgestellt, sondern stets im Rahmen von übergreifenden Themen erörtert. Die Siedlung Römerstadt in Frankfurt a.M. diskutiert Kähler an-

hand der Frage, ob die Reformprogramme der Zwanzigerjahre an der Lebenswelt der Nutzer gescheitert seien, die «Reichsautobahnen» stehen bei ihm für die Mobilisierungspolitik der Nazis, ein neueres Einkaufszentrum handelt der Autor mit Blick auf die brisante Rolle der «Urban Entertainment Center» ab.

In allen Fällen zeigt Kähler viel Mut zur Meinung. Seine Äusserungen sind meist anregend, wenngleich zuweilen die saloppe Sprache stört. Und es gibt auch Darstellungen, die wenig überzeugen, z.B. Kählers Hymnen auf die Postmoderne bei der Stuttgarter Staatsgalerie oder dem mittlerweile maroden Frankfurter Architektur-Museum. Dass er auch Lust am Widerspruch wecken wird, hat der Autor freilich eingerechnet:

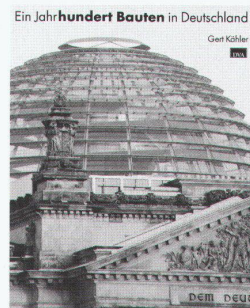
«Der Leser soll die Möglichkeit haben, sich selbst mit oder gegen den Text eine Meinung zu bilden.»

Thematisch liegt ein Schwerpunkt der insgesamt 100 Bauten, die nicht Jahr für Jahr, sondern innerhalb grösserer Zeiträume präsentiert werden, auf dem städtischen Wohnungsbau. Dies ist sympathisch, weil die Grundfragen des alltäglichen Wohnens selbst in Fachbüchern gewöhnlich zu kurz kommen. Kähler bezieht auch hier Position: Zwischen den beiden Polen von strikter Blockbebauung und Zeilenbau spricht er sich für den «reformierten Block» aus, den er etwa in den nahezu unbekanntem Hamburger Laubenganghäusern aus dem Jahr 1931 vorbildlich verkörpert sieht.

Auch sonst kann der Leser überraschende Einblicke in die deutsche Baukultur des 20. Jahrhunderts gewinnen. Was an ihr «deutsch» ist, wird in diesem Buch, das auch drei Beispiele für den Wohnungsbau in der DDR einschliesst, offensichtlich: Es ist der ständige Kampf zwischen konservativen und fortschrittlichen

Kräften (mit oftmals fließenden Übergängen), wobei Kähler den «Fortschritt» häufig in Zweifel zieht. Nirgends weniger als in Deutschland ist die Moderne auf einer Einbahnstrasse vorangeschritten. Dies macht vor allem das Kapitel zum Bauen unter den Nazis deutlich – hier reicht das Spektrum vom sachlich-modernen Industriebau bis zur Vernichtungsstätte des Konzentrationslagers Buchenwald.

Wolfgang Jean Stock



Gert Kähler: Ein Jahrhundert Bauten in Deutschland. 236 Seiten mit 368 Abb., Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und München 2000, CHF 114.–

Ein zweiter Wettbewerb für das Stadion Zürich

Nachdem das neuartige Entwicklungsverfahren für das geplante Stadion beim Hardturm gescheitert ist, versuchen es die Bauherren nochmals mit einem Wettbewerb. Diesmal im konventionellen Rahmen.

Das Projekt sei für die Stadt «eine Schuhnummer zu gross», um es im üblichen Rahmen durchzuziehen, liess der Zürcher Hochbauvorstand Elmar Ledergerber Anfang 1999 verlauten. Deshalb schlug die Bauherrschaft – Stadt Zürich und Hardturm-Gruppe – ein für Zürich neuartiges Verfahren vor: Auf Grossprojekte spezialisierte internationale Developer wurden zu einem Wettbewerb eingeladen, um Vorschläge einzureichen, wie das 300 000 m² grosse Gebiet entwickelt werden kann. Dabei ging es nicht nur um den Bau des neuen Stadions samt Mantelnutzung, sondern auch um weitere Bauten für Büros, Hotels, Wohnungen usw. Gefragt waren neben städtebaulichen Konzepten auch Finanzierungsvorschläge sowie verbindliche

Kontakte mit potenziellen Investoren und Risikobereitschaft. Multi Development Corporation (MDC) aus den Niederlanden konnte die Jury am meisten überzeugen (siehe WBW 4/2000, S. 35 ff.), trieb darauf das Projekt voran. Doch als die Firma ihre Ideen in diesem Frühjahr präsentierte, kam es zum Eklat: Die Bauherrschaft zeigte sich nicht zufrieden mit dem Gezeigten und beendete die Zusammenarbeit.

Die Gründe für das Scheitern sind vielschichtig. Eklatant war vor allem der Qualitätsunterschied gegenüber dem ersten Vorschlag vom Sommer 1999: Da war nichts mehr von den städtebaulichen Visionen zu sehen, die zuvor die Stadtplaner in Begeisterung versetzt hatten. Weil MDC es unterliess, sich mit

den spezifischen Verhältnissen in Zürich vertraut zu machen, fehlten der Firma auch die Kenntnisse, wie eng die planerischen Grenzen hierzulande gesetzt sind. Um die Vorschriften, wie stark verdichtet ein Areal überbaut werden darf, kümmerte sie sich nicht. Ein Konzept, wie das Stadion verkehrsmässig erschlossen werden soll, wurde nie erstellt. Und nicht zuletzt: Die Vorgabe, ein Stadion für Fussball und Leichtathletik zu bauen, nahmen sie nicht ernst.

Allerdings: Vor allem das rhetorische Talent Ledergerbers verhinderte, dass der Bruch mit MDC nicht auch als Scheitern der Bauherrschaft wahrgenommen wurde. Zu sehr war diese nämlich vom ersten MDC-Entwurf in Zusammenarbeit mit OMA geblendet, um zu sehen, dass das Projekt auch für MDC – eine Firma, die sich auf das Entwickeln von Einkaufszentren spezialisiert hat – eine Schuhnummer zu gross ist. Und ein Letztes: Dem Developer wurden viele Risiken aufgebürdet, die Rosine «Stadion» enthielt man ihm aber vor. Vom Wettbewerb für diesen prestigeträchtigen Bau war

MDC nämlich von vornherein ausgeschlossen.

Nach dem Debakel mit MDC nahm die Bauherrschaft das Heft wieder selber in die Hand und schrieb Anfang Juni nochmals einen Wettbewerb aus. Gefragt waren nunmehr Teams – mit Generalunternehmern, Architekten, Ingenieuren, Statikern usw. –, die einen stärkeren lokalen Bezug aufweisen und klingende Namen präsentieren können. Im Juli wurden die bei der Präqualifikation ausgewählten Teams vorgestellt. Sie müssen nun zuerst ein städtebauliches Gesamtkonzept erstellen und dann ein Stadionprojekt samt den genauen Preisangaben.

Ende Jahr will die Jury bis zu drei Teams benennen, die das Vorhaben vorantreiben. Im Sommer 2001 soll das Siegerteam ermittelt sein. Die Eröffnung des Stadions, so das ehrgeizige Ziel Ledergerbers, soll nur drei Jahre später erfolgen, darauf in Etappen die der weiteren Bauten.

Marc Zollinger

Dasselbe in Gelb

Eine von vielen Passanten als hässliches Kuriosum erlebte Autobahnraststätte aus den Siebzigerjahren ist durch den Künstler Jorge Pardo zum Vorzeigobjekt geworden.

Die 1978 geplante Raststätte Pratteln am östlichen Rand der Agglomeration Basel schob sich dem aus Deutschland einreisenden Autofahrer unübersehbar und orange-braun als «Eingangstor» zur Schweiz ins Blickfeld. Die grellfarbene Brücke mit den an Fischmäuler oder Echsenaugen erinnernden Fenstern erfüllte eine Aufgabe vortrefflich: die der Signalwirkung und Wiedererkennbarkeit.

Die mittlerweile sanierungsbedürftige Hülle des Brückenbauwerks besteht aus grossflächigen, dünn-schaligen Wandelementen aus glasfaserverstärktem Polyesterharz. Das plastisch formbare Material ermöglichte es, dem Bau den in den späten Siebzigerjahren willkommenen Touch des technischen Fortschritts zu verleihen.

Weil die Betreiber die heute zwanzigjährige Raststätte «in einzig-

artiger Weise» modernisieren wollten, luden sie ein paar klingende Namen zu einem Wettbewerb ein, mit dem Auftrag, aus der Shopping-Brücke ein «Gesamtkunstwerk» zu machen. Wörtlich: «Das äussere Erscheinungsbild soll von einem signifikanten Kunstwerk akzentuiert werden.» Von neun eingeladenen Künstlern reichten sieben ein Projekt ein, nämlich Olafur Eliasson, Berlin, Sylvie Fleury, Genf, Jorge Pardo, Los Angeles, Tobias Rehberger, Frankfurt a. M., Jason Rhoades, Inglewood, Roman Signer, St. Gallen, und Not Vital, New York/Scuol.

Die Wahl fiel auf den Vorschlag von Jorge Pardo, der nach den Worten der Jury eine «architektonische Reinigung» des Gebäudes ermöglichte. Ein Markenzeichen des Künstlers, der zudem eine Vorliebe für organische Formen hegt, ist es, dass er ständig die Grenzen zwischen Vor-



gefundenem und Selbsterzeugtem überschreitet. Er nimmt irgendein Objekt, meist aus dem Design-Bereich – wie etwa den Eames Chair –, und verfremdet es. Diese Form der Aneignung untergräbt die Idee der künstlerischen Autorschaft und verwischt bewusst die Grenze zwischen Werk und Ware. In ebendieser Haltung geht Pardo auch an die in Pratteln gestellte Aufgabe heran: Er übernimmt das plakative Gebäude der Siebzigerjahre und überstreicht die zuvor in orangefarbene und braune Elemente unterteilte Fassade mit

Kanariengelb. Die simple Massnahme reicht aus, um das Bauwerk zur – als Ganzheit wahrgenommenen – Brücke, zur Skulptur, werden zu lassen. Einen ähnlichen Transfer hat der Künstler bei seinem eigenen Wohnhaus in Los Angeles vorgenommen (siehe WBW 3/1999, S. 46).

Am Tag der Wiedereröffnung der Raststätte, am 16. Juni, beginnt in der Kunsthalle Basel eine Ausstellung mit Werken von Jorge Pardo, die bis zum 27. August dauern wird.

C.Z.

Offene Räume – Open Spaces

Der «Blick über die eigene Disziplin hinaus» war zentraler Ausgangspunkt der Ausstellung «Offene Räume», die vom 6. bis 28. Mai in Stuttgart stattfand: Gemeinsam arbeiteten Architekten, Landschaftsplaner und Künstler daran, das Bewusstsein für vergessene Orte in der Region Stuttgart zu schärfen. International besetzte Teams führten vor Augen, dass es bei ihren Vorschlägen keineswegs um fertige Lösungen geht, sondern vielmehr um das Aufzeigen von Potenzialen und Chancen der vernachlässigten Orte.

Dabei wird mit der tradierten Vorstellung gebrochen, den öffentlichen Raum als exakt planbare Grösse zu verstehen. «Öffentlichkeit ist flügge geworden», stellt Ausstellungskurator Jochem Schneider fest, sie ist fähig, sich zu verändern, sie lebt von der Aneignung der Menschen und nicht von rigiden Gestaltungsvorgaben. Damit ist sie jedoch auch weniger konkret, weniger greifbar und über die Projekte kommunizierbar – und genau darin liegt das grundlegende Vermittlungsproblem der Open Spaces: Viele der beteiligten 21 Kommunen rund um Stuttgart dürfen alles tun, nur nicht die vorgestellten Interventionen als direkt übertragbare Modelle verstehen, die lediglich noch auf ihre bauliche Umsetzung warten.

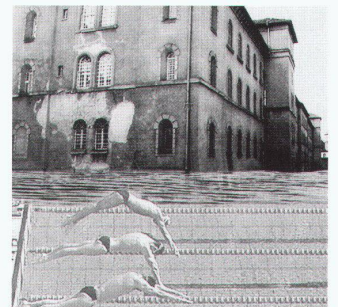
Dies gilt für den in Vergessenheit geratenen Bahnhofsvorplatz in Esslingen, der durch überdimensionierte «Bänke auf hohen Stelzen» besetzt wird, wie auch für die «Pferdekoppeln und Kornfelder», die vor den verlassenen Salamander-Werken in Kornwestheim einen neuen öffentlichen Raum bilden. Auch beim Sommerprojekt «Nigihaven na der Zen – Vaihingen an der Enz» wird von den Bearbeitern bewusst ein offener und lebendiger Ausgang favorisiert: Eine Stadt spielt eine andere Stadt, dazu bilden sich wohlvertraute Einrichtungen der Stadt an anderen Orten neu, werden verschoben oder vorübergehend neu geschaffen. In Schwäbisch Hall wird die verlassene Justizvollzugsanstalt im Zentrum der Stadt zu einem öffentlichen Ort. Die grosse

Gefängnismauer – bislang Symbol der hermetischen Abgeschlossenheit – wird mit farbigen Installationen tapeziert und an mehreren Stellen perforiert; Zellentüren werden auf die Aussenmauer montiert, mehrere klein dosierte «Kunstsprenge» lassen die Gefängnismauer dominoartig zu Boden stürzen.

Daneben zeigte die Ausstellung, gegliedert in die Themenbereiche «Leere | Limit | Landschaft», jedoch auch durchaus Projekte, die eine direkte Umsetzung erfahren könnten: Die «Stadtaussichten» für Ostfildern des Architekturbüros 2nd floor aus London werden durch einen im Zentrum errichteten Aussichtsturm geschaffen, der die Stadtfigur zum ersten Mal wahrnehmbar macht.

Allein diese Beispiele lassen erkennen, mit welch unterschiedlichen Ansätzen die vernachlässigten Orte bearbeitet wurden. Und wie trotz dieser Vielfalt die Suche nach der kulturellen Dimension von Architektur und Stadtplanung für die offenen Räume vielmehr durch das Unfertige und Hybride als durch das Endgültige oder Definitive bestimmt wird.

Die Ausstellung stemmt sich nach Kräften gegen den Abschied



Justizvollzugsanstalt, Schwäbisch Hall, letzte Stufe: Flutung des Gefängnishofes und Nutzung als Schwimmbad

vom Öffentlichen und den Rückzug ins Zeitalter des Privaten. Sie versteht sich als stimulierende Einladung zum Denken und Reden über den öffentlichen Raum in der Stadt und ist allemal beredtes Zeugnis dafür, dass sich die Öffentlichkeit auf Wanderschaft begeben hat – und sich durch Aneignungsprozesse stets verändert. Hans-Jürgen Breuning

Zur Ausstellung erschien der zweisprachige Katalog: Jochem Schneider/Christine Baumgärtner (Hrsg.): Offene Räume – Open Spaces, Edition Axel Menges, Stuttgart/London 2000

Hotel Chantarella in Gefahr

Das berühmte Hotel Chantarella in St. Moritz ist vom Abbruch bedroht. Der bedeutende Zeuge der Tourismusgeschichte verdient eine Unterschutzstellung und muss erhalten werden. Eine Studie im Auftrag des Schweizer Heimatschutzes zeigt, wie durch Umnutzung in Stockwerkeigentum begehrter Wohnraum geschaffen werden kann.

Vor einigen Jahren hat die Grossbank Crédit Suisse das weit über die Landesgrenzen hinaus bekannte Hotel Chantarella aus einem Konkurs erworben. Es steht seit Jahren leer. Aufgrund der revidierten Ortsplanung der Gemeinde St. Moritz soll nun – geht es nach dem Willen der Gemeinde und der Eigentümerin – dieses Stück Baukultur der Belle Epoque abgebrochen werden. Im Gegenzug will man das Gelände unterhalb des Hotels mit Villen der obersten Luxusklasse überbauen.

Die «Erholungs- und diätetische Höhen-Kuranstalt Chantarella» wurde 1911/1912 am Steilhang hoch

über St. Moritz Dorf errichtet. Architekt war der damals international renommierte Luzerner Emil Vogt (1863–1936). Während seiner erfolgreichen beruflichen Laufbahn baute er unter anderem über 20 wegweisende Grosshotels der Luxusklasse wie das «Carlton» in St. Moritz, das bis heute als Fünfsternehotel in Betrieb ist. Nebst Häusern in Luzern, Brunnen, Bern und Lugano errichtete er Luxusherbergen in Köln, Florenz, Rom, Neapel, Athen, Kairo, Luxor und Jerusalem.

Schon kurz nach Fertigstellung der «Chantarella» wurde das Kurhaus 1913 durch Vogt um den mächtigen Westflügel mit abschliessendem,

kuppelbekröntem Eckturm erweitert. Gleichzeitig entstand die Direktionsvilla gleich nebenan. Die Funktion als Sanatorium blieb bis etwa 1920 erhalten, danach wurde das Gebäude zum Hotel umgenutzt. Der Entwurf für einen spiegelsymmetrischen Ostflügel von 1928 wurde nicht mehr ausgeführt.

Die ursprüngliche Nutzung des Gebäudes drückt sich in der abgechiedenen Höhenlage mit hotel-eigener Drahtseilbahn sowie der Ausrichtung des Baus gegen Licht und Sonne aus. Die geschwungene Form des Verandavorbaus, die ornamentalen Sgraffiti, die Trichterfenster und geschnitzten Erker sind als typische Elemente des Bündner Nachjugendstils aufzufassen, während die Grundform des Gebäudes die charakteristische Typologie des Grandhotels des 19. Jahrhunderts beibehält. Auch in der Innenausstattung vermischte sich Traditionelles

mit neuen Tendenzen des frühen 20. Jahrhunderts.

Der Schweizer und Bündner Heimatschutz haben Möglichkeiten zur Erhaltung des Hotels Chantarella untersuchen lassen. Eine Studie zeigt auf, dass eine Weiternutzung als Hotel aus wirtschaftlichen Gründen nicht in Frage kommt. Hingegen bietet die Umnutzung in Stockwerkeigentum eine wirtschaftlich interessante Alternative. Die vorhandene Betonskelettkonstruktion genügt selbst erhöhten Ansprüchen und ermöglicht sinnvolle Grundrisslösungen. Für gepflegte Wohnungen an dieser ausserordentlichen Lage haben Investoren bereits Interesse signalisiert.

Mit dem Abbruch der Liegenschaft Chantarella würde ein unersetzliches Stück Tourismusgeschichte von nationaler Bedeutung verschwinden. Das Ferienland Schweiz lebt von der einzigartigen Kultur-

Fassade wahren

Vom Hotel Palace am Seequai von Lugano war im Journal der März-Nummer im Zusammenhang mit dem geplanten Grand Casino schon die Rede. Hier eine Notiz zu seinem weiteren Schicksal:

Die Fassaden des vor 145 Jahren erbauten, vor 31 Jahren geschlossenen und vor sieben Jahren innen durch einen Brand zerstörten Grandhotels bleiben stehen; so beschied das Stimmvolk von Lugano im Mai. In den historischen Mauern soll ein Kulturzentrum mit einem Theater- und Konzertsaal à 800 Plätzen und einem Museum für Kunstausstellungen entstehen. Die Fussgängerzone des Stadtzentrums wird bis zum «Palace» verlängert, um dort in einen öffentlichen Park zu münden.

Das Projekt dazu soll ein demnächst stattfindender Architekturwettbewerb liefern; den dafür erforderlichen Kredit von 670 000 Franken hat die Stadt bereits bewilligt. Sie hatte das Hotel 1994 für 30 Millionen Franken gekauft, um ein Grand Casino mit Hotel darin einzurichten. Als ein entsprechender Architekturwettbewerb mit internationalen Stargästen – ob des zu grossen Programms in der zu engen Hülle –

unbefriedigend ausfiel, waren sie und ihr tonangebender Bürgermeister Giorgio Guidici vorerst für eine Eliminierung der alten Fassaden. Vor ein paar Monaten gingen sie jedoch mit ihrer Meinung wieder auf Gegenkurs, weil sie erkannt hatten, dass sie wegen des Zeitdrucks auf ein Grand Casino im Kursaal setzen mussten, um allenfalls eine Spielbanken-Lizenz ergattern zu können.

Durch Kulturversprechen und Stimmbürgerentscheid hat die Geschichte mit den Palace-Fassaden jetzt aber doch noch einen nach aussen vertretbaren Fortgang genommen. Trotzdem fragt man sich nach den Perspektiven einer städtebaulichen Entwicklung, wenn (die) Entscheidungsträger derart sprunghaft handeln. c.z.



Foto Rutz, Copyright by Montabella Verlag, St. Moritz

landschaft des Alpenraumes. Diese Kulturlandschaft ist nicht nur durch Naturschönheiten, sondern in besonderem Masse auch durch die alpine Baukultur definiert. Bauten wie das Hotel Chantarella bilden einen wesentlichen Teil der Schweizer (Tourismus-)Geschichte und faszi-

nieren bis heute durch ihre starke Ausstrahlung. Peter Omachen

Rückfragen an: Schweizer Heimatschutz:
Philipp Maurer, Geschäftsführer,
Tel. 01 252 26 60, www.heimatschutz.ch

Bauen + Rechten

Dipl. Architekt

Wer unzutreffende Titel oder Berufsbezeichnungen führt, die den Anschein besonderer Auszeichnungen oder Fähigkeiten erwecken können, begeht unlauteren Wettbewerb und macht sich strafbar. Die Gestaltung der Titel hat den Gesetzgeber und die Gerichte schon mehrfach beschäftigt. Klagen von Konkurrenten oder Verbänden waren nicht selten.

Höchstrichterlich entschieden worden ist dabei die Verwendung der Titel von HTL-Absolventen. Es gilt heute, dass der Architekt, der das Diplom als «Architekt-Techniker HTL» erworben hat, den Titel «Architekt HTL» führen darf, der dem ETH-Absolventen zustehende Titel aber «dipl. Architekt ETH» lautet und derjenige, der ein vollständiges ETH-Studium ohne Abschluss vorzuweisen hat, sich immerhin «Architekt ETH» nennen darf. Unlauter und wettbewerbsverletzend ist dagegen der Hinweis im Geschäftsverkehr: «dipl. Architekt HTL».

Gesetzliche Grundlage für diese oft schwer nachvollziehbaren Unterscheidungen bildeten das Berufsbildungsgesetz und die dazugehörigen Verordnungen, vor allem die Titelverordnung HTL. Mit dem Ausbau der Fachhochschulen, der Einführung neuer Studiengänge, der Intensivierung gesamtschweizerischer Zusammenarbeit und vor allem auch der Beförderung von Fachhochschulen zu Ausbildungsstätten der Hochschulstufe hat sich einiges geändert. Das neue Fachhochschulgesetz (FHS) löst auf den 1. Oktober 2001 hin zahlreiche Artikel aus dem Berufsbildungsgesetz und die entsprechenden Verordnungen ab. Art. 7 FHS regelt neu die Führung von geschützten Titeln für Fachhochschulabsolventen. Der Bundesrat hat mit der Fachhochschulverordnung (FHSV) im Bereich Architektur und Raumplanung den geschützten Titel «Architektin FH/Architekt FH» vergeben (Art. 5 Abs. 1 FHSV). Neu ist nun, dass dem geschützten Titel der Zusatz «diplomierte/diplomierter» vorangestellt werden kann (Art. 5 Abs. 4 FHSV). Ebenso darf der Titel durch Angabe der Spezialisierung ergänzt werden.

Was bedeutet diese Gesetzesänderung für die zahlreichen früheren HTL-Absolventen? Personen, die ein Diplom einer anerkannten Ingenieurschule HTL besitzen, können den entsprechenden Fachhochschultitel beantragen, sofern sie sich über eine mindestens fünfjährige anerkannte Berufspraxis oder über den Besuch eines Nachdiplomkurses auf Hochschulstufe (ca. 200 Lektionen) ausweisen können (Art. 26 FHSV).

Im Bundesamt für Berufsbildung und Technologie (BBT) werden zurzeit die internen Richtlinien entwickelt, damit die Titelumwandlung vorgenommen werden kann. Geplant ist die Publikation der Amtsrichtlinien für den Sommer 2000, sodass die neuen, umgewandelten Titel ab Oktober 2000 geführt werden können.

Damit dürfte die Diskriminierung von HTL-Absolventen bei der Titelführung ein Ende haben.

Thomas Heiniger